

schaft an unsre dramatischen Köpfe eine Auf-
forderung unter solchen Verheißungen ergehen
lassen, von denen sich etwas erwarten ließ,
ohne daß es ihr geglückt wäre, ihren patrioti-
schen Eifer von einem seiner würdigen Erfolge
gekrönt zu sehen.

Lyrische Poesie.

I. Ode.

Unter den Bekannten neun lyrischen Dich-
tern Griechenlands, hatte Pindar nach dem
Urtheile Quintilians, in Absicht auf die hohe
Begeisterung und den vollen Strom seines Ge-
sanges weit vor allen übrigen den Vorzug.
Desto leichter können wir uns wegen dem Ver-
lust der übrigen, von welchen die Zeit nur ei-
nige Bruchstücke geschont hat, trösten, da
wenigstens Pindar und Anacreon, der erha-
benste, und der lieblichste aller Lyriker, wie-
wol auch diese nicht ganz, für uns gerettet
sind.

sind. Diese beiden können sich kühnlich allein vor den Riß stellen, um, jener den Ruhm der griechischen Ode, dieser des Liedes zu verfechten, in wie fern sie nehmlich den Kampf des Genies auszufechten haben, woran sie unübertrefflich sind, und nicht den Kampf der Manichfaltigkeit, in welchem natürlicher Weise zweien Dichter für neune kaum stehen können.

Zwar auch Pindar wußte seine Leyer auf mehr als Einen Ton zu stimmen; und Horaz findet ihn immer des Delischen Lorbeers würdig,

Seu per audaces nova dithyrambos

Verba devolvit, numerisque fertur

Lege solutis :

Seu Deos regesque canit, Deorum

Sanguinem, per quos cecidere iusta

Morte centauri : cecidit tremenda

Flamma Chimææ,

Sive, quos Elea domum reducit
 Palma cœlestes: pugilēve equumve
 Dicit, & centum potiore signis
 Munere donat:

Flebili sponsæ juvenemve raptum
 Plorat: & vires animūque, mores-
 que aureos deducit in astra, nigro-
 que invidet Orco.

Schade, daß uns das Schicksal einen so wichtigen Theil von den Meisterstücken dieses großen Dichters entzogen, und nur diejenigen verschont hat, welche für unser Zeitalter gerade am wenigsten geseßbar sind, und zu einer Vergleichung mit den Oden dichtern der Neuern am schlechtesten taugen.

Ich nehme einen Leser von Dichtergefühl und Geschmack, aber ohne die vorbereitenden Kenntnisse an, ohne welche Pindar nicht gelesen werden sollte, und gebe ihm die wenigen Oden,
 wel-

welche Herr Steinbrüchel übersezt hat, in die Hand. Der Eindruck, den diese Lektur auf einen solchen Leser machen muß, wird ohne Zweifel dieser seyn. Er wird über den hohen lyrischen Geist, der in jeder Zeile wehet, und dem indieser Uebersetzung die Adlersflügel nicht gelähmt sind, erstaunen, und umsonst sich nach dem Lyriker umsehen, dessen Flug diese Höhe erreiche. Allein, wenn er nun nach seinem ersten Erstaunen sich selbst fragt, woher, und wofür diese taumelvolle Begeisterung? so wird die Antwort; über einen Sieg im Wagenrennen, ihm vielleicht ein Mißverhältniß zwischen Ursache und Wirkung zu entdecken scheinen, worüber er leicht an dem Dichter irre werden könnte. Und noch stutziger wird er werden, wenn er nun mit kühlern Blicke das Lob des Siegers sucht, und von ihm wenig, aber desto mehr von manchen so wol mythologischen, als historischen Personen und Ge-

schlechtern, Thaten und Sagen findet, welche mit jenem, wie es ihm scheinen muß, so locker zusammenhängen, und deren weitläufige Erwähnung den Ideengang des Dichters so überschattet, daß es unmöglich wird, ohne einen Führer, sich durch den Labyrinth seines Gesanges hindurchzuwinden. Und doch sind diese Oden noch lange nicht die verschlungensten. Man findet solche, bei denen ein solcher Leser sich fragen könnte, ob er selbst seine Bestimmungskraft, oder der Dichter den Verstand verloren habe.

Alle diese Zweifel werden von selbst verschwinden, so bald man von der Bestimmung dieser Stegesgesänge, und von den Begriffen, welche die Griechen von dem hohen Werthe dieser Spiele und von der Glückseligkeit des Slegers, sich zu machen pflegten, ein wenig näher unterrichtet seyn wird. Sie, welche
aus

aus der Gymnastik überhaupt so viel machten, und bei einer von der heutigen so verschiedenen Taktik, diese Spiele als eine Pflanzschule der Helden ansehen mußten, kannten in der That keine höhere Seltsamkeit, als die des Olympischen Siegers. Ihm wurden Statuen errichtet; nach seinem Namen bestimmte man die Epochen der Zeitrechnung, und sein Ruhm warf nicht nur auf seine Familie, sondern auch auf seine Vaterstadt, einen ganz besondern Glanz. Bei seiner Rückkehr zogen ihm die frohen Schaaren seiner Mitbürger entgegen, und führten ihn im stolzen Gepränge, mit flammenden Fackeln durch eine Oeffnung der zu diesem Ende eingerissenen Stadtmauer. Die nächsten Folgen der öffentlichen Theilnehmung und Freude waren kostbare Banquete für den Sieger, seine Verwandten und Freunde; die entfernten, mancherlei Vorrechte, Lossa-
gung von allen bürgerlichen Beschwerden, und

Lebenslanger Unterhalt des Helden auf Kosten des Staates. — Ein Sieg in den Olympischen Spielen, sagt Cicero, ward beinahe höher geachtet, als in Rom ein Triumph.

Hieraus wird fürs Erste begreiflich, wie ein solcher Gegenstand, nach dem Maaßstabe des griechischen Nationalgeistes geschätzt, den Dichter zum Gesang entflammen, und seinen Enthusiasmus zu dem höchsten Punkt empor treiben konnte, den sein Geist zu erreichen fähig war. Aber eben so leicht begreift man auch, daß der Gegenstand selbst, oder das Materielle des Sieges seiner Flamme nicht hinlängliche Nahrung geben konnte, und daß diese entweder auslodern und verrauchen, oder einen nahe gelegenen Stoff ergreifen mußte. Und der nächste waren ohne Zweifel die übrigen Verdienste des Siegers, die Thaten und Schicksale seiner Voreltern, auch das Lob sei-

ner

ner Vaterstadt, welche nicht weniger den Ruhm des Preises sich zu eignete, und ihrer Stifter. Alles dieses, was man im Pindar gewöhnlich Digressionen nennt, waren es in der That nicht. Der Held erwartete nicht eine Beschreibung des Wagenrennens, sondern seine Apotheose, und das Vaterland des Helden eben so viel Theil an derselben, als die Nationalidee ihm an der Ehre des Sieges gab. Aber auch wirkliche Digressionen mußten dann zumal entstehen, wenn die Unfruchtbarkeit dieses Stoffes sie nothwendig machte, oder wenn der Dichter auf einen und ebendenselben Helden die zweite, dritte, vierte Hymne verfertigte, wie dieß beim Pindar in Ansehung des Königes Hieron der Fall war. Dann erst sind diese Digressionen zu tadeln, wenn ihre Verbindung erzwungen ist, wie die Geschichte des Aesculap in der dritten pythischen Ode, oder wenn sie, wie in der vierten die Be-

schreits

Schreibung vom Zuge der Argonauten, eine ganz unverhältnißmäßige Länge haben.

Man lese die pinbarischen Oden mit diesem Gesichtspunkt, so werden die meisten wider ihn aufgebrachten Einwürfe sich von selbst beantworten, so wird die vermeinte Unordnung sich in Harmonie, die regellose Verwirrung sich in Kunst verwandeln, und seine meisten Plane werden gerettet seyn. Freilich ist der Klang seiner Pfeile, wie er selbst sagt, nur dem verständigen hörbar, und die *πυλαὶ σπυών* entwirren sich nur einem solchen Leser, der mit poetischem Geiste liest, und dem man nicht erst Brücken bauen muß, um ihn über die lyrischen Klüften wegzubringen.

Allem Anschein nach sollte man in dem Lobgesang auf einen Sieg im Wagenrennen, oder im Faustkampfe einen ganz einfachen Kunst-

Kunstlosen Plan erwarten; und wer eigentlich
 bei diesem Stoffe bleibt, der wird in der
 That wenig Gelegenheit finden, seine Kunst
 in der Anordnung des Ganzen, und Verbin-
 dung seiner Theile zu zeigen. Seinem Ge-
 schmacke bleibt die Wahl, seinem Genie die
 Bearbeitung, und seiner Dichtungskraft allen-
 falls die Erfindung der Digressionen offen;
 aber seine Bahn ist ihm vorgezeichnet, und
 führt ohne Krümmung zum Ziele. Dadurch,
 daß Pindar diese dürftige Topik gewöhnlich
 verläßt, gewinnt er auch den Vortheil, in Ab-
 sicht auf Plan und Verbindung sich als einen
 der größten Meister zeigen zu können. Da-
 durch wird sein Gesang oft gerade da, wo der
 von manchen zur Aufklärung nöthigen histo-
 rischen Thatis ununterrichtete Leser nichts als
 Unordnung und Verwirrung sieht, zu einem
 kunstvollen Geflechte mancher ungleichartigen
 Theile, deren meisterhafte Fügung den Kenner
 mit

mit Bewunderung erfüllt. Ich nehme zum Beispiel die erste pythische Ode, welche ohne Zweifel eine der schönsten ist. Wie kommt da, wird mancher denken, der Dichter zur Erwähnung des Typhdus, und zu der Beschreibung des feuerspeienden Aethna? Diese Frage wird sich derjenige leicht beantworten, welcher weiß, daß ungefähr um diese Zeit ein Ausbruch dieses Berges sich ereignete, und zwar in eben dem Jahre, in welchem Hieron eine Kolonie nach der am Fusse dieses Berges liegenden Stadt Katana hingeführt hatte, und daß diese Pflanzstadt, welcher er den Namen Aethna gab, und ihr seinen Sohn Dinomenes zum Statthalter vorsetzte, ihm so werth war, daß er nach dem Siege sich nicht als den Syrakuser, sondern als den Aethnäer ausrufen ließ. Diese Bemerkung wird den Dichter gegen den Vorwurf eines unordentlich angelegten Planes hinlänglich rechtfertigen. Doch diese Rechtfers

fertigung ist nicht alles. Mit Entzücken wird ein verständiger Leser die feine Kunst bemerken, mit welcher Pindar diese schöne Episode an beide Ende geknüpft hat. Nach einem herrlichen Lobe, der goldnen Elthar des Phöbus, und ihrer Zaubermacht über alle gute Wesen erscheint Typhbus als ein Feind Jupiters, und ein Hasser des holden Gesanges. Die durch ihn bewirkten fürchterliche Ausbrüche des Aethna werden beschrieben. Dann fleht der Dichter den Zeus um Gnade für die am Fusse des Verges liegende neue Pflanzstadt. Wie schön und ungezwungen ist nicht dadurch der Uebergang auf diese Pflgetochter Hierons gehahnt, welche nach der Absicht des Siegers der Ruhm des erkämpften Preises vornehmlich schmücken sollte!

Diese leichten Uebergänge, und diese schön angelegten Plane sind nun freilich nicht so gleich

gleich jedem Auge bemerkbar, und dürfen es nicht seyn: sonst wäre Pindar nicht der grosse lyrische Dichter, wäre nicht der vom Berge herabstürzende Strom, den, wie Horaz so trefflich sagt, *imbres supra notas aluere ripas*. Mögen doch seine schwellenden Fluthen beide Ufer übersrömen! Nur der Unkundige wird darum wähnen, daß er keine Ufer habe: aber der Erfahrene erkennt sicher an dem Zuge des Stromes sein Beet.

Diese anscheinende Unordnung, welche bei näherer Prüfung als die schönste Ordnung erscheint, ist im Grunde nichts anders, als eine Wirkung des hohen lyrischen Enthusiasmus, und des taumelvollen Entzückens, welches die trunkene Seele des Dichters beherrscht, und welche den Hauptcharakter der pindarischen Ode ausmacht. Wie wird man den Unterschied zwischen wahrer, reiner, und künstlich aufgefachter Begeisterung deutlicher einsehen

hen, und lebendiger fühlen, als wenn man Pindar mit so manchem Thyrsträger neuerer Zeiten vergleicht. Wie sehr wird nicht oft das sympathetische Gefühl des Lesers durch die auf die Folter gespannte Ohnmacht des Dichters gemartert! Welche Anstrengung, welche Wuth, und welch ein Jammer um nichts, und wieder nichts. Ein paar gemeine Gedanken in Bombast gehüllt, ein paar Bilder, wie sie die Phantasie eines Verrückten ausbrütet, und denen man die Geburtswehen noch ansieht, ein paar Tropen, welche wahre Sprachunkunde erzeugt, und das kühlfte Nasfinement geböhren hat, dieß ist's, was den Dichter so außer Athem setzt, und er will, daß ich mit ihm rase. Man will mich bereden, daß ich das Rauschen der mächtigen Adlerschwüngen höre, und ich höre nichts, als einen Vogel, der aus seinem Moore mit lautem Geschrei aufsteigt.

Pindars Begeisterung kündigt sich nicht
 anderst, als wie eine Gottheit durch den Glanz
 ihrer Stralen, und durch ihre gegenwärtige
 Wirkung an. Er fordert nichts von uns, ver-
 heißt auch nichts, sondern giebt, was er zu
 geben hat. In jedem seiner Worte wehet der
 lebendige Geist der Dichtung, und jedes sei-
 ner Bilder und Metaphern glühet von der
 Wärme der schnellen und glücklichen Erfindung.
 Sie sind oft bis zur Verwegenheit kühn, aber
 desto angenehmer ist das Erstaunen, über den
 Muth und die Kraft des Mannes, der so be-
 herzt als glücklich über die Gefahr wegspringt.
 Welch ein Magazin voll erhabener, neuer, ge-
 wagter Bilder, Vergleichen und Ausdrücke,
 deren jeder mit dem Zeichen des Erfinders ge-
 stempelt ist, und woraus der Nachahmer kaum
 etwas entwenden mag, ohne daß der hervor-
 stechende Lappen ihn des Diebstahls zeihe! Er
 spricht von sturmfäßigen Wagen und von
 müdes

müßelossfüßigem Donner. Er nennt den Tag, den Sohn der Sonne, den Aethna, die Stirne Siciliens. Er läßt den Ruhm der Lanze emporblühen, den Ruhm der Süße sich entblättern. Aber nie ist er reicher und mannichtiger in Vergleichen, als, wenn er von seinem Gesange spricht. Da flattert sein Lied, gleich einer Biene, bald auf diese, bald auf jene Blume des Lobes: es regnet Honig auf die Stadt, welche er preist, herab. Bald ist es ein Pfeil, und bald eine eiserne Lanze, welche zum Ziele fliegt, und bald ein strahlender Pallast. Sein Gesang fährt auf dem Wagen des Siegers daher; und irgendwo bestiegt er diesen Wagen selbst, und gebietet den Thoren des Liedes sich vor ihm zu öffnen.

Eben der hohe Geist der männlichen Einsicht, welcher den Alten, voraus den Griechen,

eigen ist, weicht von Pindar auch im heftigsten Launel der Begeisterung nicht. Alles an ihm ist Kraft und Stärke, Mark und Sehne: aber jede Aeußerung seiner Kraft ist nach dem Bedürfniß des Zweckes genau abgemessen. Seine Reichthümer sind unerschöpflich, und doch haßt er jeden unnützen Aufwand. Wie einfach sind seine Gemälde, wie kurz und zweckmäßig seine Beschreibungen! Mit wenigen starken Zügen weiß er unsere Seele ganz zu füllen. Nichts ist schöner, und doch einfacher, als seine Beschreibung der elysäischen Gefilde und der Inseln der Seligen. Hier glühen Blumen von Golde auf Wiesen und glänzenden Bäumen, und am Rande riselnder Bäche: und aus ihnen flechten die glücklichen Bewohner Kränze, und schlingen sie um ihre Arme und Locken — dort leuchtet den Frommen Tage und Nächte die Sonne. Ihr Arm durchwühlt nicht mehr die Erde, noch
die

die Wogen der See. Mit den Freunden
der Götter leben sie eine thränenfreie Ewig-
keit hin.

Ein eigener Zug in dem Charakter Pinda-
rars ist seine Religiosität, die seinem Liede
oft einen so feierlichen Ton giebt: und nicht
minder bemerkenswerth ist die Moral seiner
Poesie, durch die er so oft zum Herold der
Tugend wird, und die ihm auf den Namen
eines Weisen in eigentlicherem Sinne Anspruch
giebt, als er ihn zuweilen vom Dichter ge-
braucht. — Ich habe mich lange bei ihm ver-
weilet, und doch vielleicht wenig gesagt, aber
immer genug, wie ich denke, um zu zeigen,
daß Einsicht und Gentle, Glück und Kühnheit,
Kunst und Einfalt, Launel und Scharfblick
bei ihm im höchsten Grade sich beisammen
finden. Wem eine einzige dieser Eigenschaf-
ten fehlt, der wage es, Pindar nachzuziehen,

wenn ihm vor dem vitreo daturus nomina
ponto des Horaz nicht grauet.

Von den römischen Dendichtern haben
wir den einzigen Horaz: und auch in ihm
find wir für den Verlust der übrigen voll-
kommen entschädiget. Denn nach dem Quin-
stillan, war auffer ihm unter den lateinischen
Lyrikern kaum Einer, welcher gelesen zu wer-
den verdiente.

Desto mehr verdient Er, gelesen zu wer-
den. Denn unter allen Dichtern aller Zeiten,
find wenige so tadellos, und kaum Einer so
manchfaltig, als Er. Alle Grade des lyrischen
Gesanges hat seine Muse durchwandert, und
in allen ist sie bewundernswerth. Vom kühn-
sten lyrischen Schwung der hohen Ode, bis
zur gefälligen Anmuth und Leichtigkeit des
sanften, fröhlichen, schalkhaften, naiven Liedes,
Fleis

Kleidet ihn jede Rolle, gelingt ihm jeder Ton
 gleich gut. Wenn er zu den Wolken aufsteigt,
 so staunt unser Aug seinem kühnen Fluge nach;
 und wenn die trunkene Wuth ihn durch Wälder
 und auf Klippen jagt, so folgt ihm unser
 Geist nicht ohne Schauer nach, und wir sehen
 schwindelnd im tiefen Thale den Lauf des He-
 brus, und den wilden Tanz der Thracker.
 Wie schwellt nicht hoher Unmuth unsere Brust,
 wenn er mit Ernst und edlem Zorn das Sittens-
 verderbniß seiner Zeiten straft, und wie schmelzt
 nicht unsre Seele vor Wehmuth bei den weis-
 chen Tönen seines empfindungsvollen Liedes!
 In seinen Ländeleien athmet die Grazie, und
 der lose Scherz umflattert sein Saitenspiel.
 Unter jedem seiner Tritte sprossen Blumen
 hervor, wenn er uns über die kahlen Gefilde
 der Philosophie führt, und uns Zufriedenheit
 mit unserm Loose, ächte Schätzung der Güter,
 und weisen Genuß des Lebens lehrt. Horaz

Könnte von seinem Vermögen ein halbes Dutzend Dichter so ausstatten, daß er jedem sein Glück machte, und ihm bliebe noch genug übrig, um der grössten einer zu seyn.

Man will an ihm bemerkt haben, daß er weder in der Ode die Kühnheit eines Pindar, und das Feuer einer Sappho, noch im Liede die Süffigkeit eines Anakreon erreiche. Und die Bemerkung kann wahr seyn, ohne daß sie an und für sich den Horaz unter jene Dichter herabsetzt. Denn der Unterschied zwischen jenen und ihm liegt nicht so wol in dem Grade, als in der Art. Wenn er nicht nach Pindars Ziele flog, so kann es ihm auch nimmer zum Vorwurfe gereichen, daß er unter jenem zurückblieb. Wenn seine Empfindung mehr schnellend und lebhaft, als verzehrend und tief ist, wer kann von ihm die Markdurchwühlende Gluth einer Sappho verlangen; und wer die
Einf.

Süßigkeit eines Anakreons, wenn Anmuth, Leichtigkeit, Naivetät und Feinheit sein gefälliges Lied schmücken?

Allerdings ist Horaz nicht Pindar. Seine Begeisterung ist weniger stürmisch, aber nicht minder wahr und rein. Der Strom seiner Empfindung tritt selten über die Ufer. Er ist nicht von Regengüssen geschwellt, hat nicht jenen tosenden, donnernden Fall, der das Ohr bis zur Betäubung füllt, und weit umher alles erschüttert: aber sein Lauf ist nicht weniger schnell, und sein Geräusch verkündigt mehr einen tiefen als steinigten Grund. Wer in den schönen Oden, *Bacchum in remotis*, und *quo me Bacche rapis*, und *descende coelo*, sich nicht von Schauer und Entzücken ergriffen fühlt, es nicht fühlt, daß in der schönsten Ode Pindars, der hohe lyrische Geist nicht wahrer, lebendiger, wärmer, wenn auch stürmender, we-

het, der kann unmöglich in einem von beiden etwas fühlen.

Wenn Vinbar in Absicht auf die Kunst seiner Plane oft Bewunderung verdienet, so verdient sie Horaz noch mehr und öfter. Wer weiß sich so durch versteckte Gänge in die Seele einzuschleichen, und des unverwahrten Herzens sich so plötzlich zu bemächtigen; wer versteht sich besser darauf, durch eine feine Wendung sein Lob zu würzen, und wer überrascht die Empfindung leichter und angenehmer durch eine ganz unerwartete Katastrophe! Ich brauche meine Leser nur an die zwölfte Ode des ersten Buches, an seine Oden auf den Quinctilius, und an Calateen, und an sein so oft nachgeahmtes, und nie erreichtes *donec gratus eram tibi*, zu erinnern.

Was eines der größten Verdienste Horazens ist, und ihn über alle Lyriker erhebt, eben

eben dasselbe kann leicht zu einem schiefen Urtheile von seinem Genie mißleiten, ich meine seine ganz tadellose Korrektheit. Alles scheint bei ihm so gedacht, als empfunden. Jedes Bild ist gemessen, jeder Gedanke geprüft, jeder Ausdruck gewogen, jeder Laut nach dem Urtheile des stolzeſten Ohres gerichtet. Er ist reich, ohne jemals verschwenderisch, erhaben ohne schwülſtig, geſchmückt ohne gekünſtelt, fein ohne geſucht, korrekt ohne ängſtlich, natürlich ohne nachläſſig, gedrängt ohne dunkel, und naiv ohne platt zu werden. Das Glück der Kühnheit, welches Quintilian an ihm rühmt, iſt nicht das blinde Glück eines Wahnhalses, der wenn ihm ſein Streich auch gelungen iſt, uns ungewiß läßt, ob wir ihn mehr tadeln als bewundern ſollen. Es iſt die ruhige Zuverſicht eines Mannes, der ſeine Kräfte gemessen hat, und ſeines Erfolges gewiß iſt. Alles dieſes hat man oft Knnſt zu nennen beliebt,

liebt, und uns wol zuweilen versichern wol-
 ler, daß Horaz mehr Kunst als Genie besitze:
 vermuthlich weil man einen außerordentlichen
 Grad von Genie mit einem eben so hohen Grad
 von Kunst incompatibel glaubte. Wenn man
 ein durch Kultur verfeinertes Gefühl und et-
 nen durch Philosophie gereinigten und befest-
 igten Geschmack Kunst nennen will, so habe
 ich dagegen nichts einzuwenden, aber warum
 die höchste Kunst in diesem Verstande, neben
 dem höchsten Genie nicht sollte bestehen können,
 das sehe ich nicht ein. Etwas anders ist
 Kunst, welche dem Genie nachhelfen will, und
 ihm wächserne Schwingen schafft, oder den
 Zügel in der Hand, ihm zur Seite geht, und
 die ihm noch nicht genug bekannte Bahn be-
 dächtlich untersucht; ein anders Kunst, welche
 zur Fertigkeit erhoben, dem Genie in seinem
 Fluge mit der Schnelligkeit des Blitzes vorleuch-
 tet. Von jener finde ich beim Horaz keine
 Spur,

Spur. Durch diese ist er der tabellofeste aller Dichter, so wie er durch sein Genie einer der größten ist.

Die deutsche Poesie ist in dem lyrischen Fache vorzüglich reich. Sie hat mehrere vor-
treffliche Odenbichter aufzuweisen, und über-
dieß noch eine Karschin, welche die Galante-
rie zuweilen einer Sappho an die Seite ge-
setzt hat, während daß eine gerechte Schän-
kung sich begnügt, die in der That glänzenden
Talente der edeln Frau zu bewundern. Aber
vor allen nennt Deutschland seinen Klopstock,
Ramler, und Uz.

Wenn ich von Klopstocks lyrischen Cha-
rakter mir einen Begriff machen will, so hebe
ich einige seiner frühern Oden aus, und zwar
erstlich die Folge von acht Oden unter der
Aufschrift Wingolf, dann die an Giseke, an
Ebert,

Ebert, Bardale, an Sanny, an Bodmer,
der Zürchersee, Friedrich der fünfte, Frie-
densburg, die beiden Musen, an Gleim,
und der Rheinwein.

Diese Dden sind alle des Sängers eines
Messias, und eines der größten Dichter wür-
dig. Klopstocks Muse geht auch hier ihren
eigenen nie betretenen Pfad. Würde und Ho-
heit zeichnen sie vor allen ihren Gespietinnen
aus, und kündigt sie uns als der Unsterbli-
chen eine an. Sie spricht mit uns in der
Sprache der Götter, aber darum ist sie auch
nur wenigen vernehmlich, und selbst für dieje-
nigen, welche sie verstehen, oft ermüdend.
Grosse, erhabene Gedanken, edle Gefühle, hohe
Phantasie, starke Züge, kühner lyrischer Aus-
druck, fruchtbare vielumfassende Bilder, und
tiefe, innige Empfindung blitzen in ihren Ge-
sängen allenthalben durch, und lassen uns eine
der

der edelsten, fühlendsten Seelen ahnden, welche die Gottheit jemals schuf. Aber alles dieses ist von festerlicher Dämmerung umschattet, welche dann erst uns sehen läßt, was sie alles enthält, wenn wir in der Seele des Dichters oft und viel gelesen haben. Auch in der Ode verliert sich Klopstock zu oft aus dieser sublunarschen Welt. Seine Empfindung und sein Gedanke schwebt in seiner geistigen Natur mit dem leisesten Wehen bei uns vorüber, und wenn er ihm eine Hülle giebt, so ist auch diese zu oft von dem subtilsten Stoffe

aus einer Morgenröthe

Schuf er ihm einen Aetherischen Leib.

Ein Himmel voll Wolken

Floß um ihn, da er ward.

Klopstocks Begeisterung ist mehr ein Taumel der Empfindung, als des Beschauens, und um so viel weniger brausend und stürmend, je wahr

wahrer und reiner seine Empfindung ist. Seine Oden haben alle ein ernsthaftes Kolorit, und nicht wenige einen Anstrich von tiefem melancholischem Trübsinn, der die verzehrende Gluth in sich verbirgt, und weder in Rauch noch Flammen ausschlägt. Daher ist er mehr voll, und gedrängt, reichhaltig, und tief, als überfließend und rauschend. Der Strom seines Gesanges wälzt seine Fluthen nicht mit der gefezlosen Wuth eines Pindar, noch eilet er mit der reißenden Schnelligkeit eines Horaz fort. Auch kennt er weder den labyrinthischen Gang des einen, noch die geschmeidige Kunst, und die schlaue Gewandtheit des andern. Er fließt in seinem tief ausgehöhlten Beete geraden Laufes von der vollströmenden Quelle ins Meer.

Brausender und schäumender ist er in seinen spätern Oden freilich; aber, ob aus wahr-

rer Begeisterung? daran zweifle ich sehr. Viel mehr finde ich hier weit weniger Natur, weniger wahre reine Empfindung, mehr aufgeschachten Enthusiasmus, mehr bald gespannte, bald gehemmte Gefühle, und mehr Künstelet in Gedanken, Bildern, Ausdruck und Mechanismus des Tonmaasses. Schon die Wahl der Gegenstände an sich muß nicht selten befremden. Man wundert sich nicht ohne Grund, was für Stoff zu lyrischer Begeisterung der Eislaut, und noch mehr die Sponda, und die Himmelszeichen liefern können. Der Löwe, dessen Herz sich heisser ergießt, der Schütze, der mit dem Pfeil zielt und blitzt, der Adler, der königlich und mit flammendem Blicke schwebt, und den Gefährten um sich Gehorsam gebietet, lassen uns alle sammt und sonders kalt. Den grossen einzigen Dichter findet man freilich auch hier noch, aber nur im Einzelnen. Die Empfindung ist gehemmt,

spricht beinahe nur in gebrochenen Tönen, die Harmonie des tonvollen Rhythmus ist durch die öftern Einschnitte zerstört, und sein schwebender Gang in hüpfende Sprünge aufgelöst. Ueberall findet man Felsenstücke, die mit Absicht in den Strom gewälzt sind, um seinen grossen majestätischen Lauf zu unterbrechen. Die feierliche Dämmerung der frühern Oden hat sich hier in dunkle Nacht verwandelt: und die Fackel, welche diese Nacht erleuchten mag, hat der Dichter für sich behalten. Wol hat uns der jüngere Herr Kramer einige Oden damit aufgehell't: und dies ist ganz gut, aber es beweist nichts. Freilich hat Homer seinen Enkstatheus, und Pindar seinen Scholiasten, und ohne sie würden wir manche Stelle nicht verstehen. Aber Klopstocks Scholiast kommt mir um einige Jahrhunderte zu frühe.

Kamler ist der untadelichste Odenfänger der Deutschen, und überhaupt einer der feinsten

sten Dichter. Leser, denen nicht jeder Glitterglanz die Augen blendet; Leser, welche feiner empfinden, und tiefer blicken, als den meisten gegeben ist, und denen die schöne aber hohl klingende Schale keine Sättigung giebt, werden ihn als ihren Liebling auszeichnen. Hamlers Saitenspiel wird sie das erstemal vergnügen, und das zweite und drittemal sie entzücken. Sein Lied wird einen immerglühenden Funken in ihre Seelen werfen, indeß das wildere Feuer so mancher bewunderter Odendichter schnell auflobert und verraucht, und der Eindruck desselben mit dem letzten Tone des Liedes erflirbt.

Man hat zuweilen die Bemerkung gemacht; daß das Lesen der Dichter, voraus der Lyriker hauptsächlich den frühern Jahren angemessen sey; und der Grund hievon ist auffallend. Die Empfindungen, welche gewöhnlich

den Gegenstand des lyrischen Gesanges ausmachen, sind Empfindungen des Jünglings, womit der männliche Geist weniger sympathisiren kann. Sein ausgebildeter und zur völligen Festigkeit und Stärke gereifter Verstand verlangt eine nahrhaftere Speise, als alle die Ländeleien der minderjährigen Muse sind. Wer wie ein gaukelnder Zephyr stets mit Blüthen spielt, wer nur Bilder an Bilder reiht, und nicht einem schönen Körper auch eine schöne Seele einzuhauchen weiß, nur immer auf die Empfindung losfürmt, und die Phantasie anregt, ohne auch den Verstand zu beschäftigen, der mag seine Leser sich in der jungen Welt suchen, die sich noch einzig im Kreise der Phantasie und der Empfindung herumdreht, beständig nach dem Schimmer läuft, und selbst das Abgenutzte bewundert, weil für sie alles neu ist. Nur derjenige hat für den Mann gedichtet, welcher die Schönheit als Mittel zum

Genüsse braucht, dessen goldene Früchte die Hand zum Pflücken einladen, und der, wenn er auch nur Kränze windet, durch den lieblichen Schmelz der Farben den duftenden Wohlgeruch der Blumen nur noch mehr zu empfehlen sucht: und ein solcher Dichter ist Ramler.

Viele Dichter, welche reich scheinen, sind es an kleiner Münze. Ihre Armuth verbirgt sich hinter die aufgethürmten Haufen, und überrascht Augen und Ohren durch Geklingel und Schimmer. Ramler zählt seine Schätze nicht mit eifriger Geschäftigkeit in kleinen Sorten vor, sondern wiegt sie in vollwichtigen Stücken zu. Wer so giebt, der kann nicht stets geben. Daher hält er seine Hand oft zurück, indeß die Freigebigkeit der andern ihr mildes Bächlein an einem fort rieseln läßt. Am Ende hat er uns doch mehr gegeben, als sie. Denn wer in sechs dicken Bänden so

viele Meisterstücke liefert, als er in einem einzigen kleinen, dem würde man den ganzen Rest willig geschenkt haben.

Schon die nackten Plane mancher Ramlerschen Oden enthalten mehr wahren Dichtungsgeist; und verdienen die Bewunderung der Kenner mehr, als mancher vollendete lyrische Gesang. Die Anlage der meisten Lyriker ist gewöhnlich nichts mehr als Prose: Ramlers erster Gedanke ist oft schon Poesie. Jene glänzen durch einzelne Schönheiten, welche, gleich Brillanten bald hier, und bald dort hervorscimmern. Sie blenden uns beim ersten Anblick, und lassen uns, wie jede leblose Schönheit, bei wiederholter Betrachtung kalt. Ramler gießt unsichtbaren Reiz über das Ganze aus, die wie die geistige Schönheit eines feelebollen Antlitzes, uns nie ermüdet, und stets zu neuem Genuße einladet. Selbst seine Schönheiten

ten des Details stehen selten für sich allein da. Sie greifen oft, und nicht selten tief in den Plan ein, sind voll Bedeutung und Leben, und beschäftigen den Verstand nicht weniger angenehm, als die Einbildungskraft. So zum Beispiel jene Warnung an Lalagen.

Die gute Göttin bestraft die Nymphe,
die stolz des Jünglings Kelben verhöhnt:

Ein drohender Wink,

So bist du völlig eine Rose,

Rund um mit neidischen Dornen verwahrt.

Wem fällt es nicht auf, wie ausnehmend glücklich und bedeutend das gewählte Bild die spröde Schönheit charakterisirt, und wie lebendig und sprechend es besonders durch den letzten Zug wird?

Wie groß muß die Beurtheilungskraft seyn,
welche so wählt, wie fein die Empfindung,

und wie glücklich die Phantasie, welche so erfinden! Und so wählt und erfindet Ramlar auch sonst immer. Nicht nur sind seine meisten Plane vielsagend und sinnreich — auch jeder einzelne Theil ist schon an und für sich wichtig durch seinen Gehalt. Seine Bilder sind edel und reizend, seine Gedanken geistvoll, seine Wendungen fein, jedes Beiwort bedeutend, jeder Ausdruck gewählt, und die Stellung jedes Wortes voll Wirkung. Den tonreichen Schwung des Verses, und den zauberischen Wolklang des Sylbenmaasses, vornehmlich, wie mir deucht, des Griechischen, hat kein deutsches Ohr so fein gefühlt, als das seine. Ein Vers, wie dieser,

Er deckt den donnernden Strom mit dia-
mantenem Schilde

läßt er uns lebhaft empfinden, welchen Werth
der lebendige Laut hat, wenn er mehr dem
Dichter sich zudrängt, als von ihm gesucht wird.

Man

Man hat Ramlern oft mit Horaz verglichen, und ihn nicht minder oft den deutschen Horaz genannt. Unstreitig läßt er sich mit dem römischen Dichter unendlich besser vergleichen, als mit Pindar. Er ist jenem in Absicht auf die Anlage seines Geistes, und den Schwung seines Gesanges weit näher, und hat auch in seinen Oden manche Ähnlichkeiten, welche vielleicht ein bißchen zu oft auffallen. So viel aber ist immer gewiß, daß er sein grosses Muster im Ganzen studirt, und als ein Mann von Gentle copirt hat, folglich auch nur im edlern Sinne des Wortes sein Nachahmer heißen kann, so wie auch Horaz ein Nachahmer der Griechen war.

Vielleicht hat er auch sein Muster irgend worin übertroffen: und, irre ich nicht, so ist dieses der Fall in Ansehung seiner Delicatesse,

In Rücksicht auf welche ich überhaupt keinen
 Odenpichter kenne, den ich mit Ramlern zu ver-
 gleichen wage. Man lese die herrliche Digressi-
 on, womit er seine Ode an Delien, meines
 Gefühles eine der schönsten, schließt, oder auch
 nur folgende Verse am Ende seiner Ränie auf
 Maidens Wachtel:

Sein vergnügter Geist, das weiß ich,
 Ist gen Himmel geflohn, gleich einem kleinen
 Funken. Laß ihn auf deiner Schulter sitzen
 Schmettermädchen des Himmels, die du
 Wetzen

In den Händen und Mohn im Körbchen
 trägest.

Wer mir aus dem ganzen Horaz eine einzige Stel-
 le von dieser Delicatesse anführen kann, der wird
 mir etwas zeigen, das ich bisher noch nicht kannte.

Allein dadurch verliert Horaz in meinen Au-
 gen nichts, und was Ramler über ihn von dieser
 Seite

Seite gewinnt, das hat er nicht als Oden-
 dichter zum voraus. Vielmehr muß meines Er-
 achtens eben diese Delicatesse, welche in dem
 Charakter der Ramlerischen Poesie so sehr her-
 vorsteht, dem Oden-dichter ein Ziel setzen, über
 welches er sich schwerlich je hinausschwingen
 kann. Eine Imagination, die sich entscheidend
 auf diese Seite hinneigt, wird sich weniger
 leicht zu großen Bildern und Vorstellungen er-
 heben, und nützlicher einen hohen Flug aus-
 dauern, ohne zu sinken. Sie wird oft, wenn
 die Flamme des Genius ausgeht, den erfind-
 samen Wiz zu Hilfe nehmen, und durch Kunst
 sich dahin aufzuschwingen versuchen, wohin ih-
 re eigne Schwungkraft sie nicht empor tragen
 kann. Wenn meine Empfindung mich nicht
 täuscht, so werden nicht wenige der Ramler-
 schen Oden diese Bemerkung bestätigen. Man
 wird in manchen derselben jenes reine Feuer
 der Begeisterung und jene Wärme vermissen,
 welche

welche die Produkte des ächten Ddngentes durchglüheth. Man wird in einzelnen Stellen den denkenden und überlegenden Dichter zu oft finden, und auch einigen zwar sinnreichen und geistvollen Planen jene zwanglose Leichtigkeit absprechen müssen, welche die Geburten der schnellen und glücklichen Erfindung auszeichnet. Wenn es zum Beispiel irgendwo heißt:

Stehe! deiner vom Ruhm trunkenen Tage
sind

Zwanzig tausend entflohn. —

so kann der Leser, (wie schon vormals ein Kunstrichter sagte, dessen Gutes man über seinen freilich nicht geringen Fehlern, dennoch zu unbillig vergessen hat,) sich nicht enthalten, zu denken, daß der Dichter hier wol müsse gerechnet haben. Wenn man anderswo spätthe Rosenblüthe, und frühe Purpurtrauben beisammen findet, so hält es abermals schwer, den Gedanke zu verschonen, daß der Dichter durch die

die Schmörter, so schön und bedeutend sie auch im Zusammenhange sind, dennoch vorzüglich einer Unwahrscheinlichkeit habe ausbeugen wollen. Wenn eine Reihe vortrefflicher Statuen der Pyrrha Kinder genannt werden,

Noch halb den Steinen gleich, und halb
beseelt,

so ist das immer ein feiner Gedanke, allein für eine Ode hat er zu sehr die kalte Miene des raffinirenden Witzes. Wenn Semiramis, Cynnas, Tanaquil, Cleopatra und Arminius neuern Helden und Fürsten ihre Namen selben müssen, so stünde auch dies allerdings besser in einer Lobschrift, als in einer Ode. Denn so kurz und vielsagend diese Vergleichen auch sind, so sind sie doch nichts weniger als poetisch, und auch durch häufigen prosaischen Gebrauch schon zu sehr herabgewürdigt. Wenn endlich in der Ode an die Feinde des Königs, der Löwe, der in der Hölle des

Nea

Nemäischen Selsen sein Lager hatte; die Hydra, deren abgeschlagene Köpfe doppelt wieder wachsen; der grosse Seekrebs, der den Sohn Jupiters von hintenzu ansiel; die ungeheure Menge stymphalischer Raubvögel, die eiserne Klauen und Schnäbel hatten; die feuerschnaubenden Rosse des thracischen Diomedes, die Menschenfleisch aßen, allegorische Vorstellungen von eben so viel überwindenen Armeen, so wie Juno und andere Götter von den feindlichen Mächten sind, so ist die Allegorie, so ausnehmend sinnreich sie auch ist, für eine Ode abermals zu gedacht, und läßt uns den überlegten Gang, welchen die kalte Vergleichung des Dichters genommen hat, zu deutlich sehen, als daß nicht das poetische Interesse dadurch zu sehr abgekühlt werden sollte.

Horaz und Ramler sind beide im höchsten Grade korrekt. Allein jener ist es mehr durch seinen

seinen reinen Geschmack, und durch sein feines Gefühl, dieser mehr durch eigentliche Kunst. Wer sich davon einen Begriff machen will, welchen Antheil die Feile an der tadellosen Korrektheit der Hamletischen Gedichte hat, der vergleiche ein paar Strophen der frühern und der spätern Ausgabe miteinander. *) Nun giebt freilich die Feile einem Werke Glanz und Schimmer, aber nicht Feuer und Leben: auch

*) Ich will hier nur die erste Strophe seiner Ode auf einen Granatapfel anführen.

1.

O die du dich zur Königin
der Früchte
Mit deinem eignen Lau-
be Krönen mußt,
Aurorens Kind, an welchem
Sonnenlichte
Zerspaltest du die purpuro-
the Brust,
Die Proserpina ihre Körner
Im Tartarus zu kochen trieb,
Und machte, daß sie ferner
In Plutons Armen blieb.

2.

Sind ich dich hier in deiner
grünen Krone
Zerspaltest du die purpuro-
the Brust
An dieser Sonn, o Liebling
der Pomone!
O Apfel Proserpinens! (die
mit Lust
Und Wollust deine goldnen
Körner
Im Reich des Höllengottes
as,
Und allen Nektar ferner
Und den Olymp vergas.)

gleitet sie zuweilen, selbst in eines Ramlers Händen, über matte Stellen hinweg, wie zum wenigsten die laut weinende Königin beweist, die von Ohnmacht in Ohnmacht sinkt.

Von dem sonderbaren Gebrauche, welchen Ramler zuweilen von den mythologischen Wesen gemacht hat, will ich hier nichts sagen. Dieß ist eine Eigenheit des Dichters, welche mit seinem poetischen Werthe nicht in unmittelbarer Verbindung steht.

Uz hat sich mit mehreren Gattungen der Dichtkunst mit Ruhm gezeigt; aber den schönsten Kranz hat er sich in der philosophischen Ode erworben. Hier ist es, wo seine Muse, aber in einem eroberten Lande herrscht, welches vor ihm keiner betreten hat, und aus dessen Besitz ihn auch schwerlich je ein Nachfolger verdrängen wird.

Zwar hat Horaz auch philosophische Oden geblickt, welche vielleicht musterhafter und poetisch vollkommener sind, als die Ugischen: aber der deutsche Dichter scheint den Römer überhaupt nicht zu seinem Vorbilde gewählt zu haben; und meines Erachtens hat er daran sehr wol gethan. Er würde die Lieblichkeit und Eleganz, und den phantasiereichen Schwung von jenem wol nimmer erreicht, und darüber sein Eigenthümliches eingeüßt haben, wodurch er ein Muster einer wiewol etwas minder vollkommenen Gattung geworden ist.

Der Charakter der Ugischen Muse ist nicht jene sanfte ruhige Weisheit, die mit Rosen befränzt, und mit lachender Miene uns zur Nachfolge winkt. Mit Ernst und hoher Würde empfiehlt sie uns Tugend, und lehrt sie uns Weisheit, und mit lebhaftem Eifer, und eindringender Kraft straft sie Thorheit und Laster.

ster. Ihr Gesang strömt immer voll und ge-
 drängt: zuweilen braust es auch, gleich einem
 zürnenden Waldstrom, der sich über Klippen
 und Dämme hinwegwälzt; reich an kernhaften
 Gedanken, starken Zügen, und männlichem
 Nachdruck, welcher Worte und Verse füllt,
 und in dem raschen, aber dennoch schweren
 Gange der Strophen donnert. Dieser kraft-
 volle, männliche Nachdruck, welchen U^z mit
 einigen seiner Altersgenossen gemein hat, und
 gegen welchen der Nachdruck gewisser jüngern,
 überspannten Lehern gerade so absticht, wie der
 Eisenfresser gegen den Helden, — dieser kraft-
 volle, männliche Nachdruck ist es vornehmlich,
 was dem männlichen Geiste an diesen Oden
 wohl thut; und ihm stehen selbst einige Härten
 des Ausdruckes und der Sprachfügung nicht
 minder gut, als eine Narbe dem braunen An-
 tiliz eines Kriegers. Zwar stimmt der Dichter
 seine Laute auch etwa zu sanften, aber nie zu
 wele

weichen Tönen herab; und ihm gelingen zuweilen auch liebliche Bilder: aber allemal sind die starken, und nachdruckvollen auffallender, und so unverkennbar mit der Farbe seines Gefühls tingirt, daß sie auch außer ihrer Stelle unter zwanzig Dichtern ihren Erfinder reklamiren würden.

Durch Stärke und Nachdruck erhält sich Uz auch da, wo er in die tiefere Bahn des didaktischen Dichters hinabgesunken ist. Wenn er auch gleich nahe am Boden hinstreift, so ist doch die Kraft des Adlers an seinem Flügelschlag kennbar. Vom Schwung der Ode wird man zum Beispiel in jener Stelle nichts finden:

Dem Staate dient er nur, sich Schätze
zu verdienen;

Bereichert ein Verrath,

So zweifle nicht, verräth er auch den Staat.

M 2

Und

Und doch, wer würde sie wol gerne für eine andere poetischere Stelle preis geben!

Ich habe zuweilen Männer von Einfach-
ten es an manchen Uziſchen Oden als einen
nicht geringen Fehler tadeln gehört, daß der
Strom der Begeisterung, je näher der Gesang
zum Ende eilt, sich allmählig verliere, und daß
der Dichter zu seiner mit dem angestimmten
Ton zu sehr contrastirenden Chüte hinabsinke.
Allein mir deucht, dies liege schon zum Theil
in der Natur der philosophischen Ode. Nur
der heroische Odenndichter steigt zu den Wolken
auf, und verschwindet aus unserm Gesichtsfeld.
Der philosophische kann sich wol auch
auf den Schwingen der Begeisterung schnell er-
heben: aber wenn er einen gewissen Punkt der
Höhe erreicht hat, so ruht er auf den ausge-
spannten Flügeln im Gleichgewichte, und darf
immer allmählig sinken, nur nicht plötzlich fal-
len.

len. Die Wahrheit kann, wenn sie sich auch in der schönsten Hülle zeigt, ihrer Natur nach, nie genug sinnliche Vollkommenheit erhalten, um den Dichter zu einem immer gleich fort-dauernden Taumel zu berauschen. Unmöglich kann ich mir irgend einen Beschluß der Uzi-schen Theodicee gedenken, welcher nicht gegen den Anfang merklich abstechen müßte. Allein deswegen wird doch schwerlich jemand diese herrliche, und von hoher Begeisterung durch-glühete Strophe wegwünschen wollen. Ein ein-ziges Mittel hat, so viel ich weiß, der philo-sophische Oden-dichter, nicht nur in seinem Fluge sich zu erhalten, sondern auch gegen dem Ende immer höher emporzusteigen; dieses näm-lich, wenn er an seinen Stoff eine Digression anknüpft; und dieses Mittels hat sich auch Uz in zweien seiner schönsten Oden bedient, *)

M 3

Mes

*) Die wahre Größe, — Der wahre Muth,

Niemand wird es leicht wagen, zu behaupten, daß wir einen Pindar haben. Auch einen ganzen Horaz haben wir nicht. Aber Klopstock, Ramler, und U₃ dürften uns zusammengenommen ungefehr so viel werth seyn, als ein Horaz. Wahrlich kein geringes Lob für die lyrische Poesie der Deutschen, obgleich ich gar nicht zweifle, daß manche, denen solche Vergleichen wenig kosten, dieses für ein sehr kärgliches Lob halten werden.

II. Lied.

Die kleine Sammlung von Liedern, welche Anakreons Namen führt, ist mehr nicht, als ein geringer Ueberrest von den lyrischen Werken dieses Dichters: und selbst von dieser Sammlung fühlt sich der Geschmack gedrungen, manches Stück zu verschmähen, ohne erst
den

das Endurtheil der Kritik abzuwarten. Denn den wahren Kindern Anakreons ist das Zeichen der Aechtheit so deutlich aufgedrückt, daß die unterschobenen es nicht leicht haben, sich unter jene zu mischen, ohne durch den auffallendsten Kontrast sich selbst zu brandmarken.

Griechenland hatte viele epische Dichter, aber nur Einen Homer; vermuthlich war unter seinen neun Lyrikern auch nur ein einziger Pindar. Indesß konnten Homer und Pindar immer eher ihresgleichen finden, als Anakreon, so wie auch die Nachwelt einen Lafontaine oder Wieland gewiß später wieder sehen wird, als einen Dichter, wie Voltäre oder Klopstock. Das Groesse, das Rührende, das Erhabene wirken auf die Seele mit solcher Gewalt, daß ein Taumel den andern schafft; sie tragen den Geist zu einer solchen Höhe empor, daß er sich auch schwebend erhalten, und zu jedem neuen Auf-

schwunge sich stärken kann. Dabet haben sie so manche Abstufungen, daß das Genie nicht leicht einen Mißgriff befahret. Hingegen grenzen Feinheit, und Delikatesse, Einfalt, Grazie, und Natvetät in so unmerklichen Schattirungen an Platttheit und Affektation, daß nur die feingestimmteste Seele sie haschen, nur der vollendeteste Geschmack sie festhalten kann. Hier ist nur Ein Griff zu thun, und wenn er nicht vollkommen gelingt, dem ist alles mißlungen.

Keine andere Gattung von Gedichten hängt so sehr von dem glücklichen Augenblicke, und von der einzigen Stimmung des Geistes ab, wie diese. Solche Lieder sind die Kinder einer flüchtigen Laune, die uns, wie die scheldende Abendsonne, die Gegenstände in einer lieblichen Röthe zeigt, und demjenigen, dessen Auge zu trümmertlich auf dem Einzelnen weilet, zu schnell untergeht. Anakreon weiß diesen glücklichen

Mos

Moment der Laune zu treffen, und versucht es auch nie, durch Kunst ihn länger aufzuhalten. Alle seine Lieder sind Geschöpfe einer heitern lachenden Phantasie, welche auf alle Gegenstände ein mildes und liebliches Kolorit streut. Wein und Scherz und Liebe berauschen ihn zu einer sanften Schwärmerei, welche die Seele nie aus ihrem Gleichgewichte hebt, welche selbst das Alter nicht schändet, und vor welcher auch die Weisheit nicht erröthen darf. Wenn auch je zuweilen sein Frohsinn in leidenschaftlichen Taumel übergeht, so läßt er doch die gefangene Gluth nicht in Flammen auflobern. Die Seele seines Liedes gleicht dem zarten Veilchen, welches einzeln gepflückt seyn will, und dessen süßer Geruch in dem dichten Blumenkranz erstickt wird. In der That hat auch sein Gesang die größte Einfachheit und Kürze, und, so zu sagen, nur Eine Farbe und Einen Ton. Die Hauptvorstellung wird bei ihm

M 5

durch

durch keine hervorstechende Nebenzüge überschattet, durch keinen müßigen Detail erdrückt. Nie wird er die Empfindung entrinnen lassen, um dem Witze in die offenen Arme zu laufen, wenn die Gefahr ins Spielende oder ins Abgeschmackte zu fallen, auch noch so groß war. So hat er in seinem zwanzigsten Jahre glücklich eine gefährliche Klippe vermieden, an welcher mehrere seiner Nachahmer gescheitert haben. Er wünscht der Spiegel, oder das Kleid seines Mädchens zu seyn, oder die Quelle, worin sie sich badet, oder das Band, das ihren Busen gürtet, oder ihr Schuh, um von ihrem Fusse getreten zu werden. Welch ein wahres, warmes, inniges Gefühl der Verliebtheit athmet nicht in diesen Vorstellungen allein! Ein französischer Uebersetzer schafft diese Verliebtheit zur Galanterie um, wenn er von einer gorge enchanteresse, und von einem pied des Graces spricht. La Motte fällt in ein kindisches

bisches Spiel, indem er die Sluthen sich entflammen läßt. Und die Seele eines Deutschen, der es wol am besten getroffen zu haben glaubte, wünscht sogar in Flöhe und Stiegen zu fahren.

Immer nimmt Amor die Sitten des Landes an, in welchem er ist. Bei den Galliern ist er meistens galant, und witzig, und tändelnd; in Deutschland entweder plump und ungezogen, oder boshaft und schnippsch. Nur den Griechen erscheint er als ein holdes Kind, voll der feinsten Schalkheit, und des losesten Muthwillens, dem man seine Schelmereten um seiner naiven Einfalt willen gerne vergiebt, und das man ungeachtet seiner Tücke liebt. Und so hat ihn auch Anakreon gesehen. Wenn er beim nächtlichen Besuche dem Dichter, der in der hohlen Hand seine kalten Händchen erwärmt, und ihm aus den Locken das Regenwasser

wasser gedrückt hat, um die nasse Sehne zu versuchen, das Herz durchboret, und freudig aufhüpft, daß sein Bogen noch gut sey; so ist es selbst dem Verwundeten nicht möglich, den kleinen Schadensfister zu hass'en: und wenn er, von einer Biene gestochen, weinend zu seiner Mutter läuft, und er ihr klagt, daß eine kleine geflügelte Schlange ihn verwundet habe, so macht seine kindliche Naivetät uns alles das Unheil vergessen, das es uns selbst zugefügt hat. — So leicht es einem feinen Geschmacke ist, solche Schönheiten zu empfinden, so mißlich ist es, ihnen tiefer auf den Grund gehen zu wollen. Es sind zarte Blumen, die man nicht betasten darf, wenn ihr Glanz nicht welken, und ihr süßer Geruch nicht verduften soll.

Die anmassungslose Einfalt des Anakreon'schen Liedes ist überall bewundernswerth: aber nirgends ist sie so unerreichbar, als da,

wo er einen feinen Gedanken, oder eine süße Schmeichelei sagt. Andere Dichter wissen in solchen Fällen gemeiniglich nur zu gut, was sie sagen; und wenn sie schmeicheln, so scheint die Schmeichelei schon zum voraus auf das Wohlgefallen und den Dank des gelobten Gegenstandes zu rechnen. Bei dem Griechen ist es die bedeutungsvolle Rede eines naiven Kindes, welches nur Wahrheit gesprochen zu haben glaubt, und nicht begreift, wie andere in seinen Worten mehr finden können, als dies. Wenn der gefangene Amor von den Musen mit Blumen gebunden, und der Schönheit zugeführt wird, und von seiner Mutter mit Lösegeld erkauft, die süße Schläverei dennoch nicht verlassen will, so wird mancher witzige Kopf es kaum begreifen, wie der Dichter sich habe enthalten können, den feinen Geist dieser sinnreichen Fiktion zu distilliren, und durch eine gutgeschliffene Spitze den Leser sich doppelt zu

vera

verpflichten. Allein gewiß kannte der Grieche, der uns die Blume selbst suchen und pflücken läßt, seinen Vorthell besser. Wenn Anakreon vom Vulkan einen Becher verlangt, worauf ein traubenvoller Weinberg, samt dem Bacchus, und Bathyll und Amor kelternd zu sehen seyn sollen; wenn er im Traume mit Flügeln an dem Rücken flieht, und Amor mit Blei an den Hüften ihn dennoch einholt, so scheint er nur an sich selbst, und weder an sein Mädchen, noch an seinen Bathyll gedacht zu haben, allein eben dadurch sind beide um so viel feiner gelobt. Diese Delikatesse ist eine Pflanze, welche nur unter dem milden Einflusse des griechischen Himmels gedeihen konnte. Sie gleicht der Grazie eines reizenden Mädchens, die es selber nicht weiß, wie liebenswürdig sie ist.

Als Anakreons siebenzehntes Lied vom Becher einst an einem römischen Gastmale abge-

gen

gesungen worden, forderten, wie uns Gellius sagt, einige griechische Schöngelister den Rhetor Antonius Gultanus auf, ihnen einen römischen Dichter zu nennen, qui tam fluentes carminum delicias fecisset. Ein Paar Stücke vom Katull, setzten sie hinzu, und auch ein Paar Stücke vom Kalvus, machen vielleicht Ausnahme. Der Rhetor nahm die Aufforderung an, verhüllte sein Haupt, (er that wirklich wol daran,) und sang ihnen einige abgeschmackte Verse vom Valerius Aedituus, Porcius Licinius, und Quintus Katulus *) vor, qui-

*) Ich kann mich nicht enthalten, zum wenigsten die Verse der beiden letztern hier anzuführen, um meinen Lesern das Vergnügen zu verschaffen, in die Seele der Griechen, welche sich mit solchen delicias abgefertigt sahen, sich lebhaft hineinzudenken.

Custodes ovium, teneraque propaginis agnum,

Quaritis ignem? ite huc: quaritis? ignis homo est.

quibus, sagt Gellius, mundius, venustius, li-
matius, pressius græcum latinumve nihil quid-
quam reperiri puto. Was die Griechen dazu
gesagt hätten, berichtet er nicht. Allein, wenn
sie Männer von Geschmack und Empfindung
waren, so läßt es sich unschwer errathen.

Man muß gestehen, daß die Ehrenrettung
der römischen Delikatesse einem sehr schlechten
Schwaller in die Hände gefallen war. Wäre
Julianus der Mann gewesen, um den Wink
der Griechen zu benutzen, so würde er ihnen
aus

Si digito attigero, incendam silvam simul omnem:
Omne pecus: flamma' est, omnia quæ video.

* * *

Aufugit mihi animus: credo, ut solet, ad Theotimum
Devenit. sic est: perfugium illud habet,

Quid si non interdixem, ne illunc fugitivum
Mitteret ad se intro, sed magis ejiceret?

Ibimu' quæsitum: Verum, ne ipsi teneamur,

Formido. Quid ago? Da Venu' consilium.

Aul. Gell. Noct. Attic. XIX, 9.

aus dem einzigen Katull, richtig gezählt, ein Duzend Stückgen haben vorsingen können, welche Anakreons schönsten Liedern nichts nachgeben. Es versteht sich, daß ich damit nicht den Katull gerade zu einem Anakreon machen, noch über die Vergleichungslinie hinausschreiten will, welche jene Griechen, als gescheute und billige Männer selbst gezogen haben. Nur, wenn von *fluentibus carminum deliciis*, die Rede ist, darf ich behaupten, daß Katull dem Anakreon nicht nachstehe.

Katulls Zeitalter war lange nicht das Zeitalter Anakreons: folglich konnte Katull auch nicht Anakreon seyn, so wenig, als Virgil Homer, oder Hesiodus war. Kultur, Luxus, und Verdorbenheit der Sitten, haben auf das Lied des Römers sichtbar gewirkt, und ihm eine höhere Farbe, ein gebildeteres Ansehen, eine sprechendere Melode, und zuweilen auch

auch eine zügellose Dreustigkeit gegeben, die unsere Nachsicht oft nur durch die Feinheit und Grazie, und den schalkhaften Leichtsinns erhalten kann, womit sie gepaart ist. Beim Anaxreon ist es die einfache, nackte Natur, welche uns entzückt; beim Katull ist es mehr feine Kunst und geschmackvolle Wahl. Jener hat mehr Anmuth und Süßigkeit; dieser mehr Weichheit, und eine Delikatesse, welche nur die Frucht eines durch die höchste Kultur und Ausbildung verfeinerten Geistes ist. Was bei dem Griechen Einfalt ist, das ist bei dem Römer zwangsfreie Leichtigkeit, und sorglose Nachlässigkeit, deren tändelndes Spiel alle die Grazie eines schlankgewachsenen und durch Kunstübung zur höchsten Gewandtheit entwickelten Körpers hat.

Dies ungefähr möchte der Unterschied der Zeit seyn. Allein auch einen Unterschied des Cha-

Charakters und der Anlage wird man zwischen beiden bemerken. Anakreon pflückt die Blüthe des Vergnügens, ohne sich an den Dornen zu rühren. Seinem Amor ist diese Welt ein Lustgarten, wo er, gleich einem gauckelnden Schmetterling, von einer Blume zur andern flattert, durch die määndrischen Gänge schlendert, sich im spiegelhellen Teiche kühlt, und vom jugendlichen Spiel ermüdet, auf dem schattichten Rosenlager sorglos einschlummert, um zur Freude wieder zu erwachen. Katull's Muse ist lebhafter, und leidenschaftlicher, und wenn ich so reden darf, mehr cholerisch. Rose Schalkheit, und eine ärgerliche Laune stimmen sein Sattenspiel so oft, als die sanften Empfindungen der Liebe und des Vergnügens. Manche seiner Gedichtchen sind voll giftigen Spottes, und sarkastischen Schärfe. In andern kämpfen Empfindung und muthwilliger Witz mit einander um die Wette. Selbst manche seiner Empfin-

pfundungsvollen Stücke haben, gegen das Licht
 des Anakreontischen Frohsinns gehalten, einen
 Ansruch von grämlicher Laune oder leidens-
 schaftlicher Zierlichkeit. Wenn es dem Griechen
 genügt, seinen Bathyll auf dem Becher zu ses-
 sen, oder ihm zur Seite, unter dem Schatten
 des Baumes, an einer geschwätzigen Quelle zu
 sitzen, oder mit seinen Mädchen zu tanzen,
 und zu schäkern, so ist es hingegen erst eine
 ungeheure Zahl von Küssen, die sich nur mit
 dem Sand des Ilyischen Meeres, oder mit
 dem sternvollen Himmel der stillen Nacht ver-
 gleichen läßt, welche *vesano satis & super Ca-
 tullo* est. Wenn Anakreon seinem Mädchen
 nur schlechtweg zuspricht, ihn seiner grauen
 Haare wegen nicht zu verachten, so kündigt hin-
 gegen der reizbare Catull seiner launen Liebha-
 berin so fort den Dienst auf. Allein die Art,
 wie dies geschieht, ist in der That bemerkens-
 werth: denn eben durch sie wird seine Lös-
 sung

gung zur entschiedensten Liebeserklärung. Er fordert sich selbst auf, Verachtung mit Gleichgültigkeit zu bezahlen; und indem er es thut, führt ihn die Erinnerung der genossenen Freuden wieder ganz nahe zu dem Garn hin, aus welchem er sich entronnen glaubte. Der bedeutungsvolle Refrain,

Ja goldne Tage waren's, welche ihr glänzten, scheint die nahe Gefahr ihm selbst aufzudecken. Er rafft sich auf, und sucht die Empfindung zu übertäuben, indem er sein Mädchen, nach einem herzhaften Lebewol, durch verschiedene höhnische Fragen neckt. Allein die letzte derselben:

Wen wirst du forthin lassen, wen in die Lippen beißen?

Ist eine so neugierige, und so warme Frage, daß nach ihr ein zweiter Refrain,

Doch sey ein Mann Katull, und stähle dich tapfer!

uns nicht die Befreiung des Liebhabers, sondern seine gänzliche Sklaverei verkündigt. Nach meinem Urtheile behauptet dieses Gedichtchen unter den schönsten Liedern des Alterthums eine Stelle, und ist das würdigste Gegenstück zu Horazens Gespräch mit der Lydia

Solch eine Kunst im Plane, und solche Feinheit im Gange der Empfindung wird man bei dem einfachen Anakreon nirgends bemerken. Allein auch die einfachsten Stücke Katulls haben mehr Lebhaftigkeit, und Wärme, mehr Ausdruck und Seele. Anakreon lebt mehr in dem Lande der Dichtungen, Katull mehr in der wirklichen Welt. Daher ist seine Empfindung wahrer und inniger, und seine Lieder liegen immer dem Herzen näher, als der Einbildungskraft. In dem Bewillkommungsliedchen an den Verannius, und noch mehr in dem Liedchen auf seine eigene Rückkehr aus Bithynien, wird jede menschliche Seele sich selbst

ers

erkennen, und jede Salte unsers Mitgeföhles wird der darin herrschenden süßen Wonne und Trunkenheit laut antworten. Und seine unerreichbare Mänte auf den Tod eines Sperlings ist zwar eine bloße Ländelei: aber diese Ländelei ist das größte Meisterstück, welches die Dichtkunst in der Gattung des Zärtlichen hervorgebracht hat. Sie enthält so viel wahre ungeschminkte Empfindung, und gießt in die Seele ein so sanftes Gefühl der Wehmuth, als die zärtlichste Elegie nur immer hervorbringen kann.

Das größte Verdienst jeder Ländelei besteht unstreitig in jenem zwanglosen Mtr, und in jener Leichtigkeit, durch die uns solche Dingen durchaus als die Geburten eines glücklichen Zufalls erscheinen, und dieses Verdienst haben die Rattullischen Ländeleien im höchsten Grade. Alles scheint gefunden, und nichts

erfunden: alles trifft sich, und fügt sich spielend: jeder Gedanke liegt so nahe als möglich, und der Ausdruck begegnet ihm auf halbem Wege. Der gemeine Leser wird sich über den Dichter nicht, aber über sein Glück verwundern, welches ihm blindlings alles in die Hände spielt, was ein andrer eben so gut wußte, aber jetzt nicht daran dachte, und was jeder, wenn es gesagt ist, so leicht und so natürlich findet. Wer wird sich nicht auch im Stande glauben, ein Paar Verse zu machen, wie diejenigen sind, worin Catull sich der goldenen Tage erinnert, die er mit seinem Mädchen gelebt hat?

Ibi illa multa tam jocosa fiebant,

Quæ tu volebas, nec puella nolebat.

oder jene Charakteristik eines Dummhinges:

Talis iste stupor meus nil videt, nihil audit:

Ipse quis sit, utrum sit, an non sit, id quoque nescit.

Nach

Auch jenes kleine Ding, welches mit folgenden
vier Versen anhebt,

Salve, nec minimo puella naso,

Nec bello pede, nec nigris ocellis,

Nec longis digitis, nec ore sicco,

Nec sane nimis elegante lingua,

möchte wol mancher ehrlicher Mann gerne selbst
gemacht haben: und eben so mancher würde
kaum länger zweifeln, daß er es hätte machen
können, wenn er erst begriffe, daß das Ge-
heimniß der so feinen als beißenden Schalks-
laune wahrhaftig größtentheils auf einer ganz
unbedeutenden Kleinigkeit — auf der vernel-
nenden Form beruhe, welche der Dichter hier
vorgezogen hat. — Beim Lesen mancher Ra-
tullischen Gedichte fällt mir immer ein, was
Cicero irgendwo vom Bildhauer sagt. In je-
dem Marmorblock stecken Bilder, so gut, als
sie nur ein Praxiteles macht. Der Künstler

braucht nichts hinzuzuthun, sondern nur wegzunehmen. Er schafft sein Bild, nicht, sondern er sucht es.

Auch in diesem Fache ist die deutsche Poesie ungemein reich. Die Zahl ihrer guten Liederdichter ist groß: und unter diesen sind nicht wenige vortrefflich. Wenn ich indessen Sagedorn, Gleim, Götz und Bürger nenne, so glaube ich den Kern und die Blüthe derselben genannt zu haben.

Sagedorn ist der Vater der deutschen Poesie, und aller Fortschritte ungeachtet, welche Dichtkunst und Sprache seit seinen Zeiten an Verfeinerung gemacht haben, ist und bleibt er dennoch einer unserer größten Liederdichter. Was er irgendwo von dem ländlichen Liede des Hirten singt, das ist die treffendste Charakteristik des seinigen:

Sein

Seln muntres Lied ergötzet,

Und scheut die Kenner nicht:

Natur und Lust ersetzt,

Was ihm an Kunst gebricht.

Auch wird Hagedorn so lange gefallen, als die Natur gefällt: und mancher denkende Kopf, welcher seine lyrischen Tage schon lange ausgelebt hat, und bei den gepuzten und gefeiltten Liedern mancher spätern Dichter dem Gähnen nicht widerstehen kann, wird diese Lieder immer noch mit herzlichem Wolbehagen lesen.

Ich wüßte keine Lieder, welche diesen Namen mit größserm Rechte trügen als diese. Sie haben ihre Entstehung offenbar einzig und allein den lautersten Empfindungen der Lust und Freude, und den Regungen einer frohmüthigen Laune, und kurz jenem Gemüthszustande zu danken, welchem das Singen so natürlich ist, weil die Gefühle anfangen, laut zu
wers

werden — ich würde schlechtweg sagen, der Begeisterung, wenn ich nicht besorgte, daß vielleicht die meisten meiner Leser, weniger durch ihre Schuld, als von den Beispielen mancher, selbst der besten Dichter misleitet, sich hiebet etwas gedenken könnten, das für Hagedorn's Lieder zu kostbar ist. Es ist nur allzugewiß, daß der Wunsch zu gefallen, auch an der Begeisterung der guten Dichter oft grossen Antheil hat. Wenn es die Empfindung ist, welche ihnen die Leier reicht, so ist es die Ruhmbegierde, welche sie stimmt. Hagedorn gleicht einem muntern Gesellschafter, der seine Freude mit uns theilen will. Was liegt dem fröhlichen Mann daran, ob er gefalle, oder nicht, wenn er uns nur vergnügt. Er will uns nur sagen, was er empfindet, und will es nicht besser sagen, als er es kann. Wenn das, was er sagt, uns eben so wol macht als

als ihm, so hat er zwiefachen Genuß: wo nicht; so hat er sein Lied sich selbst gesungen.

Jeder Mensch hat seine besondere Weise, nach welcher die Gegenstände auf ihn wirken, und seinen besonderen Ton, wenn er seine Empfindungen, oder Betrachtungen ausdrückt: aber nicht jede Weise und jeder Ton passen gleich gut zu jeder Form. Hagedorns Ton ist männlich, seine Gedanken sinnreich und stark, sein Ausdruck treffend und körnigt, und der Gang und Fall seines Verses immer nachdruckvoll und gewichtig, ohne steif oder schwerfällig, rasch und wohlklingend, ohne leichtslesend und weich zu seyn. Wo etwa Gedanke und Ausdruck oder Reim miteinander in Konflikt kommen, da muß der letztere jenem weichen, und nie wird einem zärtlichen Ohr, oder einem edlen Geschmack auf Unkosten des Verstandes oder Witzes geschmeichelt. Dieser Charakter steht dem

dem Dichter, da, wo er selbst spricht, meistens vortrefflich; allein nicht allemal auch so gut seinen Personen, voraus denen, vom andern Geschlechte. In den Liedern, zum Beispiel, welche Mirena, und die Verschwiegenheit der Phyllis, und auch in dem übrigens vortreflichen Liebe, welches die Alte überschrieben ist, fällt, wie mir deucht, der männliche Ton hin und wieder auf, und erinnert uns, daß diese Personen das Sprachrohr sind, durch welches wir den Dichter hören. Auch einige andere sind zu reich und zu schwer an Gedanken, und haben darum jene Helle und Leichtigkeit nicht, welche so wesentliche Vorzüge des Liedes sind. Allerdings ein Fehler, aber ein Fehler, der im Uebermaase des Guten besteht, und dessen sich die meisten Lieberdichter nach ihm nicht leicht schuldig machen.

Allein wie erwünscht ist uns diese Gedankenfülle da, wo er den Satyr losläßt, und wo seine

seine muntere Lanne sich über Lächerlichkeit und Thorheit ergießt! Wie sprühen nicht da die Funken seines schalkhaften Witzes! Und wie treffende und einschneidende Hiebe führt nicht der Mann, dessen Blick durch Umgang und Welt geschärft, und dessen Verstand mit den besten Kenntnissen ausgerüstet ist — ganz andere Hiebe als etwa ein hochherziger Knabe, der mit der Geißel schnalzt, und sich groß dünkt.

Und eben dieser Mann, der ein so scharfes Aug, einen so gebildeten Geist, und ein so feines Gefühl für alles Lächerliche hat, wie lieb wird er uns nicht, wenn wir bei ihm eine der reinsten Freude so empfängliche Seele, so viel Empfindung für alles Schöne, und einen so geraden, unverdorbenen Sinn für Natur und Simplicität finden! Wenn das Lob unserer Zeiten, die Vorzüge der Thorheit, das
 Zeichen

Leichencarmen auf Herrn Jost, und Mezengore uns die Schiefheiten und Verdrehungen des gesellschaftlichen Lebens im auffallendsten Lichte darstellen, so machen uns hingegen andere seiner Lieder mit den unverweltbaren Reizen der ewig jungen Natur bekannt, und führen uns in eine Welt ein, welche die Anmuth einer poetischen Welt, und dabet doch das Verdienst der Wahrheit hat. Welch eine lethargische Seele muß es nicht seyn, welche sein Lied über die Landlust, der Morgen, und der Mai aus ihrem Schlummer nicht aufzufangen vermag! Allein sein Meisterstück, und eines der trefflichsten Lieder, welche jemals in der glücklichsten Stunde gedichtet worden sind, ist unstreitig sein verliebter Bauer. Welche eine sprechende Kopie der Natur! Welche wahre, ungekünstelte Empfindung! Welche Lebhaftigkeit und Stärke der Gefühle, ohne Anstrengung, und welche Kraft des Ausdrucks, ohne

Derb,

heit! Welch ein munterer Witz! welche drolligste Laune! Und welche runde, frische, nathe, kernvolle Sprache! Wer glaubt nicht durchweg den geistvollsten Bauersjungen, den er in seinem Leben gesehen hat, sprechen zu hören! — Es ist freilich um die Vergleichung ungleichartiger Dinge immer eine schiefe Sache. Indess läßt sich zuletzt doch alles Schöne nach dem Eindrucke schätzen, den es auf die Seele macht. Und wenn ich nach diesem Maasstabe zwischen Anakreons schönstem Liede, oder Catulls Naisie auf den Tod eines Sperlings, und dem verliebten Bauer wählen sollte — ich wüßte kaum, was ich thun würde.

Man erinnert sich noch leicht jener Lieberröthen Zeit, da es in Deutschland von Anacreontischen Versen wimmelte, da nicht nur die Damen und Dorfs in solchen Versen sich Briefe schrieben, sondern auch ein gründlicher Magister

Betrachtungen anstellte, welche nicht minder erbaulich zu lesen waren, als des sonst wackeren Samuel Werensfelsen *abnegatio sui ipsius*, ode *Anacreontica*. Damals hieß jedes fade Gewächs in kurzem Sylbenmaasse ein *Anacreontisches* Lied: und wer einen bloßen Gedanken spielend durch zehen bis zwölf Verse, welche meistens so viel Sätze von gleicher Form bildeten, hindurchgeführt, und Witz und Geist alle Zugänge sorgfältig verstopft hatte, der glaubte, die *Anacreontische* Einfalt recht glücklich gehascht zu haben. Gleim war es, welcher diese Sucht unschuldiger Weise durch seine scherzhaften Lieder veranlaßt hatte. Seine Affen wurden ausgezischt, und vergessen: aber auch er hat, vielleicht zu unbillig, für fremde Sünden gebüßt.

Sehr oft haben ihn die Kunstrichter den deutschen *Anakreon* genannt, und zwischen ihm
und

und jenem die Parallele gezogen. Ich zweifle, ob sich das Beiwort mit dem Namen vertrage.

Anakreon ist einzig, und wird es bleiben: es wäre denn, daß aus dem Chaos einer alles zerstörenden Barbarei, ein zweites griechisches Zeitalter sich von neuem mit jugendlichem Glanz erhöhe. Wenigstens wird weder unser Jahr-
hundert, noch auch die folgenden alle, so viele derselben die ächten Kinder der jetzigen Kultur seyn werden, je wieder einen solchen Dichter gebären. Anakreon selbst, wenn er unter uns wieder auflebte, müßte nicht ganz Anakreon seyn, um uns zu gefallen. Denn auch jetzt gefällt er nur als Grieche, und kann bloß von denjenigen geschätzt werden, welche die Sprache der griechischen Einfachheit verstehen, sich in die Vorwelt hinüberdenken, und zu seinem Genuße sich, so zu sagen, durch einen lethäischen Trank vorbeisten können. In unserm litterari-

D 2

schen

sehen Senate würde er so auffallen, wie der griechische Thalar unter den Perücken und Halskrausen einer Reichsstadt.

Ich gestehe freimüthig, daß mir Gleim gerade da, wo er sich zunächst an sein Muster andrängen will, am wenigsten gefällt. Sein Versuch in scherzhaften Liedern enthält beinahe lauter solche Nachbildungen, welche nach der Einfalt und Kiebllichkeit des Anakreontischen Liedes ringen: allein die einen treffen sie selten, die andern beinahe nie. Sie wollen Anakreontisch seyn, und die wenigsten sind es. Witz und Galanterie treten hier zu oft an die Stelle der griechischen Feinheit, und auch der Ausdruck hat zu sehr die Farbe der gesellschaftlichen Sprache. Der Dichter singt weniger seine Empfindung, als den Gegenstand, und hat immer seinen Chor von Schönen vor sich, dem er es zu Danke machen will. Statt der
fröh-

fröhlichen Laune des Zeitlichen Greises, treibt hier ein allzujugendlicher Scherz sein oft unbedeutendes Spiel bis zur Ermüdung. Auch ein feiner Gedanke, wenn er gedehnt wird, verliert seine Kraft, und eine Ländelei, welche mehrere Seiten füllt, fängt an für den Leser ernsthaft zu werden. Anakreons Lieder sind kleine Pfeile, welche die Hand des Gottes der Liebe von seinem Bogen leicht losschnellt: gebt ihm größere Waffen, so werden sie euer Herz nicht erreichen.

Ungleich besser behagen meinem Geschmacke seine Lieder nach dem Anakreon. Hier ist zwar der Stoff aus dem Anakreon entlehnt, aber Form und Farbe sind von Oleum, und selbst die Materie erhält hier und dort einen Zusatz aus dem Seinigen. Hier kommen Kunst und Einfalt, Witz und Naivetät nicht miteinander ins Gedränge. Denn die Einfalt, wel-

Die hier herrscht, will nicht die Einfalt Anakreons seyn, die nicht bloß im Einzelnen, sondern schon im Plane liegt, und die Natvetät geht hier mit der Kultur des gesellschaftlichen Lebens durchaus gepaart. Hier ist jeder mahlerische Zug zweckmäßig, jede belgemischte schalkhafte Reflexion ist uns willkommen, und jeder wichtige Gedanke steht an seiner Stelle: denn sie stimmen alle zum Tone des Ganzen, und dieser Ton ist nicht Anakreons, sondern des Dichters. Jene Strophe in dem Liede, an den Goldschmid Herrn Lieberkühn,

Ein Pan bei seiner Heerde

Belagert, freue sich

Des überwundnen Wolfes.

Der Pan sey Friederich,

wem wird sie nicht gefallen? In einem Anakreontischen Lied würde sie indeß sehr übel stehen. Allein auch das Lied ist nichts weniger als Anakreontisch. Man vergleiche es mit, sel-

nem

nem Original, und man wird sehen, daß beide
beinahe nichts mit einander gemein haben, als
daß sie von dem Künstler einen Becher verlan-
gen. Eben so das Liebchen an Chloe, worin
der Dichter von dem Amor im Traume ver-
folgt wird. Der Anfang,

Getreu soll ich, o Chloe, seyn,

Ich Flatterer? getreu?

Jene Reflexion,

Er lies mir nach; o wie so gern

Wär ich dem Gott entflohn!

und der Schluß,

Was sagt der Traum? der Liebesgott

Hatt' an den Füßen Blei?

Getreu soll ich, o Chloe, seyn;

Ich Flatterer? getreu?

hauchen dem ganzen Liebe einen Geist ein,
der nichts weniger, als Anakreons Geist ist.
Dessen ungeachtet wird das Lied neben dem
Anakreontischen mit Ehren stehen können.

Auch manches vortreffliche Stück steht unter den frühern Liedern dieses Dichters. In der Gattung des Zärtlichen, Naiven, und Ländelhaften haben die Deutschen kein größeres Muster als ihn. So manches kleine, artige, sorglos hingeworfene Ding scheint durch den glücklichsten Zufall gebildet. Die unnachahmliche Grazie seines Liedes wird selbst durch manche kleine Nachlässigkeit erhöht. Die Sprache der Natur und Einfalt scheint oft durch den so nahe an die Poesie streifenden Ausdruck noch mehr zu gewinnen. Man vergißt es, daß es Poesie ist, was man liest, und der beneidenswerthe Fluß des Verses selbst begünstigt die Täuschung. Indes wird nur ein feiner Geschmack, der nicht bloß das Mehende fühlt, den Werth der besten Gleimschen Lieder empfinden. Denn sie sind gerade das, was Voltäre des riens naïfs & pleins de grace nennt: und wer weder für die Grazien, noch

noch für das Naïve Sinn hat, der wird in der That Nichts darin finden. Ich leugne übrigens nicht, daß auch manches Stück neben die feine Linle, welche so schwer zu treffen ist, hingefallen sey, so wie ich es bedaure, auf so manche Variationen, und Wiederholungen zu stoßen, welche man in keiner andern Gattung eher satt wird. Dadurch läßt sich, unter anderm, wie ich denke, einiger Maassen der Kaltsinn, wo nicht rechtfertigen, doch erklären, womit Deutschland vor einigen Jahren die Ankündigung einer neuen Auflage dieses ehemals so geliebten und bewunderten Dichters aufgenommen hat.

An Götz hat die deutsche Poesie unlängst einen originellen Lieberdichter erhalten, über dessen Werth das Urtheil der feinsten Kenner schon lange vorher entschieden hatte, ehe seine Werke gesammelt wurden. Lange lagen seine

Gedichte in verschiedenen Sammlungen, und in den Briestaschen geschmackvoller Musenfreunde zerstreut, bis Ramler sie in eine vollständige Ausgabe vereinigte. Ob Götz dabey mehr gewonnen oder verloren habe, ist schwer zu entscheiden. Doch glaube ich eher das letztere. Seine besten Stücke würden vielleicht jene Sammlungen, und damit seinen fleckenlosen Ruhm auf die Nachwelt gebracht haben, auf welche er in der vollständigen Ausgabe, die durch einen Ballast von mittelmäßigen und schlechten Stücken beschwert ist, mühslich und nicht ohne Schatten hinüberkommen wird.

Doch von seinen schlechten Stücken schweige ich, um von den Verdiensten und Fehlern der guten zu sprechen. Die Wielande, deren übermächtiges Genie lauter Meisterstücke gebiert, und die Gessner, deren feines Gefühl ihren Ruf mit der äußersten Delikatesse zu Rathe

He hält, sind in unsern Tagen eine so seltene Erscheinung. Auch ist Götz dieser Schonung um so viel würdiger, da er allerdings glauben konnte, den Händen seines kritischen Freundes, dessen strenger Geschmack überall so berühmt ist, seinen ganzen ungeprüften Vorrath ruhig überlassen zu dürfen.

Anakreon, Catull, und Götz sind drei Dichter, welche sich, wie mir scheint, nicht unschicklich neben einander stellen lassen. Wenn ich mir in der Dichtkunst drei Epochen gedanke, deren eine das Gepräge der Einfalt in engerem Sinne, die zweite der Kultur, und die dritte der Politur trägt, so wird, wie ich denke jeder von ihnen hier seinen Platz auf der richtigsten Abstufung finden. Ohne Widerrede wird Götz auf der dritten Stelle zu stehen kommen. Er ist kein Dichter für die Menge, sondern ausschließlich für die feine Welt. Sie
ist

Ist es, die ihn gebildet hat, und ihr hat er mit Wucher wieder gegeben, was er von ihr empfing. Solche Geschmeidigkeit des Geistes, solche Delikatesse der Empfindung, solche Wahl im Ausdruck, und einen so feinen Ton wird man wol bei wenigen Dichtern finden. Wenn die Franzosen seine besten Stücke lesen könnten, so würden sie, welche noch vor einem halben Säkulum an dem Witze der Deutschen bel nahe für immer und ewig verzweifelden, hier solche Proben von geistvoller Artigkeit, und feiner Galanterie, in guter Bedeutung, entdecken, welche sie vermuthlich auch jetzt, nachdem sie uns auf einen bessern Fuß kennen gelernt haben, noch bei keinem Deutschen suchen würden.

Es sey mir vergönnt, einen Verfasser weiter für mich sprechen zu lassen, der Göt
vdl.

völlig nach meinem Gedanken charakterisirt hat. *)

„Gdß steht, wie mir deucht, an der Stels
 „le, die er auf dem deutschen Parnass einnimmt,
 „allein. Viele haben ihn an Stärke der Em-
 „pfindung, an blühender Phantasie, und leb-
 „haftem Witze übertroffen. Auch seine Anmuth
 „und Grazie, den feinen Spott, und die Naiv-
 „betät seiner Scherze hat er mit andern ges-
 „meint. Allein die sanftglühende Wärme, die
 „zarte Blüthe der Empfindung, die schlanke
 Ge-

*) Die hier angeführte Stelle ist aus einer ausführ-
 lichen Beurtheilung der Gdßischen Gedichte, im
 dritten Bande der Zürcherischen Bibliothek der
 neuesten / theologischen / philosophischen, und
 schönen Literatur hergenommen. Diese Beurthei-
 lung, die oben S. aus der Vorrede zu den
 Analekten von Lessing angeführte Stelle, und die
 gegenwärtige Preisabhandlung haben einen und
 ebendenselben Verfasser.

„Gewandtheit des feinsten Geistes, und vor al-
 „lem jene so viel bedeutende als wenig ver-
 „kündende ächt griechische Simplicität hat er
 „meines Wissens in diesem Grade mit keinem
 „gemein. — Einige seiner kleinen Stücke dün-
 „ken mich ganz im edeln griechischen Geschma-
 „cke gedichtet, und würden, nach meinem Ge-
 „fühle, neben den schönsten Blumen der An-
 „thologie mit Ehren stehen können.

„Daß ein Dichter von so feiner Empfin-
 „dung auch die schwere Kunst geistreich zu tän-
 „zeln, und fein zu scherzen verstehe, darüber
 „wird sich wohl niemand verwundern. Auch
 „hlerin ist Obz ein Meister. Ich könnte zwanzig
 „Beispiele für Eines anführen. — Mädchen
 „doch junge Dichter von ihm lernen, daß zu
 „einem feinen Lobe etwas mehr gehöre, als
 „beide Backen voll zu nehmen, und dem gelob-
 „ten

„ten Gegenstände den Weibrauch ins Angesicht
 „zu blasen!

„Eben diese Feinheit verläßt unsern Dichter
 „auch dann nicht, wann er spottet. Sein Sa-
 „thyr macht keine Vocalsprünge, schneidet keine
 „Gesichter, und schlägt auch nie ein gellendes
 „Hohngelächter auf. Schalkhaft lächelnd,
 „bleibt er nicht nur dem uninteressirten Zuschauer
 „liebenswürdig, sondern er gewinnt zuweilen
 „sogar dem Belachten ein Mitlächeln ab.

„Nicht nur pflückt unser Dichter Blumen,
 „um daraus Kränze zu flechten: auch die Kunst
 „versteht er, erquickenden Honig daraus zuzu-
 „bereiten. Manche schöne Wahrheit, manche
 „feine Bemerkung giebt er uns entweder neben-
 „bei zum Gewinn, oder er macht es zu seinem ei-
 „gentlichen Zwecke, die Weisheit mit allen Rei-
 „zen der Dichtungskraft ausgerüstet, vor uns
 „hin-

„Hinzuführen. Ein Meisterstück von dieser Gattung ist das kleine didaktische Gedicht über das Vergnügen, welches auf zwei Seiten so viel wichtige Wahrheit enthält, daß sich der Stoff sehr leicht zu einer philosophischen Abhandlung über diesen Gegenstand erweitern ließe. Und dies ist nun nicht etwa eine Prosodie in Versen, sondern in eigentlichem Sinne ein Gedicht, wenn anders wahrhaft poetische Behandlung eines an sich undichtersischen Stoffes je billige Ansprache auf diesen Namen geben kann.

„Götze, der sich durch den Umgang der feinem Welt vornehmlich gebildet zu haben scheint, hat mit ihrem Guten nicht selten auch ihre Fehler angenommen. Wenn in dieser Schule der Geist sich felleet, die Empfindung sich veredelt, der Ton feiner, und der Ausdruck gewählter wird, so verliert hingegen der

Geist

„Geschmack leicht von einer andern Seite,
 „wenn er nicht durch die Fackel der Kritik,
 „und durch unausgesetztes Studium des Schö-
 „nen im rechten Gleise erhalten wird. Der
 „Geschmack der Weltleute hat auch seine Klip-
 „pen: seine Regel ist nicht immer das ewige
 „und unveränderliche Gesetz des Schönen. Je
 „mehr er sich von allem, was rohe, niedrig,
 „und pöbelhaft ist, entfernt, desto größer ist
 „sein Hang zum Kostbaren, und Gesuchten.
 „Die Sprache des Umganges ist oft weit we-
 „niger Natur, als Sitte; sie hat so viele
 „konventionelle Schönheiten, so viele erborgte
 „Artigkeiten, so manches das erlernt wird,
 „und wieder vergessen werden muß, so bald
 „man vor dem Publikum als Schriftsteller auf-
 „treten will. Und von dieser Seite hat sich,
 „wie mir scheint, Gdß nicht genug vorge-
 „sehen.

Alle Theile dieses Urtheiles wird man an
seinem Orte durch hinlängliche Belege bestätig-
et finden, welche nun freilich nicht hieher
gehören. Eine kleine Ausnahme, welche ich
mir unmöglich versagen, und mit welcher ich
mich kaum begnügen kann, wird man mir
wenigstens diesmal erlauben.

Auf den Tod der Laura.

Wär es Göttern vergönnt zu weinen, sie
hätten, o Laura,

Mit verhülltem Gesicht, da du gestorben;
geweint.

Was sie konnten, das thaten sie: seine Za-
del verblühte

Hymen, und Amor zerbrach seufzend den
goldenen Pfell.

Ob dein Tod Unsterbliche gleich und Sterb-
liche rührte,

Hat er am meisten doch mich, deinen
Verlobten, betrübt,

Daß

Daß ich die Seelen beneide, die dich zu den
Schatten begleiten,
Und in Elysiens Thal früher dein Ange-
sicht sehn.

Hätten wir nur ein Paar Bogen voll sol-
cher Gedichtchen — wahrlich, ich würde mich
auf die Vergleichung mit der griechischen An-
thologie, von welcher ich nun zum voraus we-
nig Gutes ahnden kann, herzlich freuen.

Die Rückseite von Götz ist Bürger. So
wie jener ein Dichter für die feine Welt, so
ist dieser ein Dichter für das Volk. So wie
er, hat noch kaum Einer seine Leyer herabge-
stimmt, ohne sie ganz zu verstimmen. Für al-
le Klassen von Lesern ist er genießbar. Alle
werden ihn verstehen, und fühlen: aber auch
beinahe ein jeder wird wähnen, ihn mehr als
alle zu verstehen, und zu fühlen. Empfindung

für Empfindung, Gedanke für Gedanke wird jeder glauben, das Seinige zurückzuempfangen, und auf jedem kleinen Zuge seinen Stempel zu erkennen. Es wird uns wol thun, einen Mann gefunden zu haben, der unsere Gefühle so trefflich zu sagen weiß, und wir werden uns geschmeichelt finden, einen Schatz von Empfindung, Geist, und Laune in uns selbst zu entdecken, der uns bis dahin verborgen geblieben war.

Bürgers Lied scheinet von der Hand weg zu entstehen, und aus unserer Seele, wie von einem Knäuel sich loszuwinden. Keine Lücken und Sprünge verrathen uns die Mühe des Dichters. Die Reihe der Gedanken und Empfindungen fügt sich so natürlich, daß man jede derselben, noch ehe sie gesagt war, dunkel empfunden zu haben glaubt. Alles ist mit dem sichersten Griffe aus dem Mittelpunkte gehoben: alles,

alles, nicht gut, sondern einzig gedacht, empfunden, und gesagt. Der Ausdruck scheint dem Gedanken, nicht angepaßt, sondern angeschaffen. Was in dem ersten Augenblicke uns als Eigensinn, oder als Nothbehelf vorkömmt, das wird der zweite und dritte uns als die glückliche Kühnheit eines Mannes empfehlen, der mit seiner Sprache zu wuchern versteht.

Fast durchgehends ist sein Gesang nichts, als ein loses, muthwilliges Spiel. Er scheint beinahe immer nur zu präladiren, bald, um uns fühlen zu lassen, was er könnte, und bald, um des fruchtlosen Schweiffes mancher seiner Konforten zu spotten. Diese Empfindung drängt sich mir allemal auf, so oft ich sein meisterhaftes Lied an den lieben Mond lese. Sollte man nicht glauben, daß der Dichter die Dichterlinge herausfordere? Mir wenigstens deucht, daß ich eine wahre Satire auf die

abgeschmackten Liebeleien lese, welche unsere poetischen Kinder mit dem lieben Monde so oft getrieben haben. Er hält darin durchaus, wenn ich so reden darf, den Schritt des Fußgängers: und doch ist darin so viel Poesie, so viel wahre, ungekünstelte Empfindung, mit so viel drolliger Laune vermischt, daß man nicht weiß, von welcher Seite man den Dichter am meisten bewundern soll.

Alle die Züge, welche sonst in einzelnen Aledern zerstreut vorkommen, findet man in diesem, und in verschiedenen andern beisammen. Diese Vermischung des Gefühlsvollen und Zärtlichen mit loser Schalkheit, und Muthwillen, und Schnurrigkeit, kleidet Bürgern, unter allen deutschen Dichtern allein, und kleidet ihn gut: denn sie trägt das ächte, unverfälschte Gepräg selnes Geistes. Solche Charaktere finden sich äußerst selten, aber doch finden sie sich.

Was

Was Shakspear dem Drama, ebenbasselbe ist in dieser Rücksicht Bürger dem Liede. Und was die Affen des Deutschen sind, das sind auch die ungewaschenen Nachahmer des Britten. Ihr tragikomisches Geheul soll uns in Einem Athemzuge zu weinen und zu lachen machen; aber gewöhnlich bleibt es beim Letzten.

Etwas anders ist ein Dichter für das Volk; etwas anders ein Dichter für den Pöbel. Viele haben den Volkston von Bürger anzustimmen versucht, und sind unaussteßlich geworden. Um dem Volke verständlich und genießbar zu werden, haben sie die niedrige Denkungsart des Pöbels, seine abgeschmackten Irrthümer und Vorurtheile angenommen, und eine Sprache geredet, welche man sonst nur von Trüdelweibern und Handwerksgefelln zu hören gewohnt war. Sie haben recht einfältig gethan, um desto feiner zu scheinen, und haben

nicht gewußt, daß diese Larve nur demjenigen gut steht, der in der That nichts weniger als einfältig ist, und daß ein Narr eckelhaft wird, wenn er uns das für Larve geben will, was sein Gesicht ist. Bürger hat in seinem Minnefinger, einem der vortrefflichsten Lieder, und in verschiedenen andern, die auffallendsten Beweise gegeben, daß der wahre Volkston mit Delikatesse der Empfindung und des Ausdruckes sich sehr wol verträgt. Dessen ungeachtet ist auch er von dieser Seuche seines Jahrzehends nicht überall unangesteckt geblieben. In einigen seiner spätern Stücken herrscht hin und wieder eine Kraftsprache, welche der gute Geschmack für Kontrebande erklären wird. In andern hat er seine Kunst an einen Stoff verschwendet, der die Arbeit nicht lohnt. So sehr ich zum Beispiel, seine Lenore als ein Meisterstück von Poesie schätze, so sehr ich die Zaubermacht seines Genius, und die Kraft der lebendigen

Dar-

Darstellung bewundere, welche die Seele mit Schauer erfüllen, und vor unserm Blicke Himmel und Erde schwindelnd herumdrehen, so sicher wird meinem Verstande allemal, und ich hoffe nicht dem meinigen allein, dieses ganze Stück als ein abgeschmacktes Ding erscheinen. Von einem so vortrefflichen Kopfe erwarte ich übrigens in der neuen, ankündigten Ausgabe Veränderungen, welche von reifem Geschmack und Urtheile zeugen, und auch eine Vorrede, welche weniger jugendlich klingt.

Hier solche Dichter, wie Sagedorn, Gleim, Götz, und Bürger sind, welche ein Gewicht legen sie nicht in die Waagschaale der Litteratur ihres Volkes! Gesezt auch, daß wir keinen derselben einem Anakreon und Catull zweifellos an die Seite zu setzen wagten, so wird doch vielleicht mehr als Einer unter ihnen seyn, von dem sich in Rücksicht auf jene Dich-

ter sagen läßt, was Quintillian vom Virgil in Rücksicht auf den Homer sagt: Homero secundum esse, propiorem tamen primo, quam tertio.

Ich finde es nicht zu meinem Zwecke dienlich, hier noch von andern Liedern des Alterthums, als zum Beispiel von den Scolien der Griechen, noch auch von andern Arten des lyrischen Gesanges, unter welchen vornemlich die Elegie noch übrig wäre, zu reden. Wiewol von den erstern mehr als Ein schönes Stück zu uns hinübergerettet ist, so sind sie doch hauptsächlich eine Ausbeute des Litterators. Und was die Elegie betrifft, so sind bekannter Massen ihre Grenzen von den neuern Kunstrichtern genauer abgesteckt worden. Ueberdies haben zwar die Deutschen unstreitig einige gute Elegien; aber daß sie keinen Elegendichter haben, der sich mit guter Art neben einen Tibull

hüll hinstellen lese, davon wird mir jeder Kundige den Erweis willig schenken.

Wenn noch irgend eine Ausnahme zu machen ist, so wird sie die Kriegeslieder des Tyrtäus betreffen, welche von der Elegie nichts haben, als die Versart. Gegen ihn tritt Gleim muthig auf den Kampfplatz, und wenn je ein Deutscher einem Griechen die Palme streitig machen kann, so wird er es seyn.

Dieser, als erotischer Dichter, so zärtliche, welche, und liebliche Liedersänger, geht in seinen Siegesliedern eine ganz neue Bahn, auf welcher er unsterblichen Ruhm gefunden hat. Hier ist die deutsche Poesie, was sie sonst so selten, und was die griechische fast immer ist, und wodurch sie selbstständiger, und lebendiger, als durch den Einfluß aller Musen wird — wahrhafter Nationalgesang. So wie der Grie-

che

He die Helden vor dem Siege zum Streit entflammt, so singt der Deutsche die Thaten der Helden nach dem Siege. So wie jenen die Erwartung nahez, wichtiger Auftritte, so begeistern diesen die unglaublichen Wunder des größten aller Könige.

Thyrtäus singt für die Griechen, als ein Grieche. Große Gefinnungen, und edle Gefühle sind der Stoff seines Liedes, sein Ton Würde und Hobeit, und jene ruhige Größe der Helden der Vorwelt; und diesen Ton verleugnet er nie. — Gleim singt als ein Deutscher für Deutsche. Sein Gesang hat mehr Feuer und Lebhaftigkeit, einen männlichen Nachdruck, und eine kriegerische Härte, welche zu dem angenommenen Charakter vortreflich paßt. Auch ist er vielseitiger als Thyrtäus. Starke Gemälde, und erhabene Gedanken und Bilder wechseln

wechselt immerfort mit Empfindung, Witz
und bitterm Spott auf den Feind:

Ihn schlägt sein muthiger Gesang,

Wie Friederich ihn schlug.

Der griechische Dichter hingegen dreht sich in
einem engern Kreise, und scheint sich so gar
hier und dort zu wiederholen. Das nehmliche
würde ohne Zweifel auch Gleim widerfahren
seyn, wenn er die Rolle getauscht hätte. Denn
unstreitig ist der Schlachtgesang seiner Natur
nach weit enger begrenzt, als der Siegesge-
sang. Wenn Tyrtäus den allgemeinen Betrachtun-
gen und Gesinnungen, auf welche er einge-
schränkt ist, nur immer neue Form und Gestalt
gibt, wenn er sie jedesmal gleich lebendig
und anschaulich zu machen weiß, so hat er al-
les gethan, und keine seiner Wiederholun-
gen ist fehlerhaft: denn seine Lieder alle haben
im Grunde nur Ein Thema. Alle singen
Muth, und Verachtung der Gefahr und des
Todes.

Todes, die Ehre des Helden, das Glück des Siegers, und die Schande der Feigheit. Gleim singt nicht das Allgemeine, sondern das Einzelne. Daher sind seine Lieder so mannichfaltig, als die Thaten und Siege seiner Helden. Daß er jeden hervorstechenden Zug auszuheben, und lebendig und kräftig darzustellen gewußt hat, ist unstreitig ein Verdienst von ihm, aber dieses Verdienst giebt ihm keinen Vorzug vor dem Griechen; denn er würde es ohne diesen Stoff nicht haben. — Beide Dichter sind gleich vorzüglich in ihrer Art, beide gleich würdig der Unsterblichkeit.

Didaktische Poesie.

I. Lehrgedicht.

In diesem Fache spielen die Griechen keine Rolle. Denn Empedokles, Nikander und andere haben, so wie die Gnomologen, mehr Verse